

Auf Hohenasperg

Autor(en): **Ott, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573314>

Nutzungsbedingungen

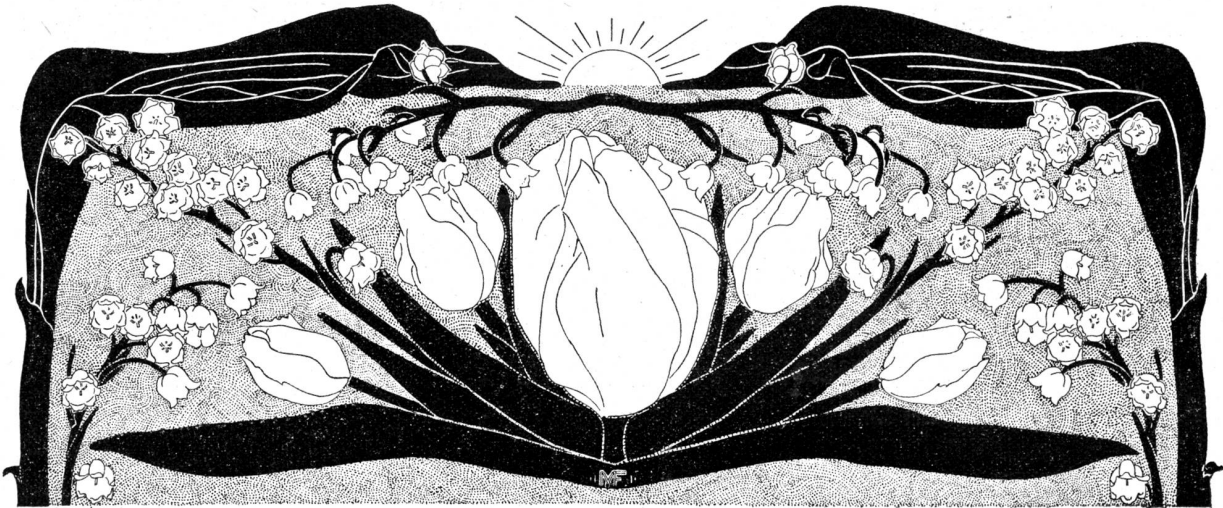
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIESCHWEIZ
18209.

Auf Hohensperg.

Nachdruck verboten.

(1782).

„Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt!“
Ein Dulder schreibt's, auf faules Stroh gebettet;
Die Mauern triefen, und die Tropfen höhlen
Den Kerkerstein. Vergittert Licht hoch oben
Fällt auf das Blatt. Der Schreiber stützt das Haupt
Mit hagerer Hand. Er stöhnt, ingrimmig murrend:
„Da liegen sie — doch nicht die Fürstentrümmer —
Die Trümmer meines Geists — im Staube modert
Mein Mark! O Herzog Karl, pedantische Bosheit,
Schulmeister und Tyrann! Hier liegt dein Werk,
Zerrissen, faul, in Fesseln. Ziehe Sklaven,
Doch keine Dichter! Frei ist der Gedanke,
Ob auch der Leib gebunden. Quäl' mit Fasten
Und mit Gebet den Erdenfloß! Drück' ihn
Zum Mucker, der den Fuß dir leckt! Es bäumt
Die Seele sich und höhnt den feigen Leib
Und den, der ihn gebeugt.“ Er knirscht und schreibt:
„Nun ist die Hand herabgefällt zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.“ —
Ein Vogel singt. Der Schreiber lauscht: „O Mai,
Bist du's, Beglückender? Ich sehe nicht dein Licht.
Ja! Ja, du bist's! Ich höre deine Stimme,
Die mich zur Freiheit ruft. Hinaus! Hinaus!“
Er rüttelt an der Tür und kehrt zurück
Aufs Lotterbett und ballt die Faust und stöhnt,
Und draußen schmettert hell der Finkenschlag.
Dann lange Stille. Eine Ratte raschelt

Im Mauerloch. Ein jähes Schlüsselraffeln.
Die Tür knarrt auf. Herr Rieger tritt herein,
Geheimnisvoll. Ihn folgt ein hagerer Jüngling,
Hochaufgeschossen, knochig, rotgelockt
Das Haar, gepudert leicht, die bleichen Lider
Rotrandig, sommersprossig das Gesicht;
Doch wie ein junger Freiheitsfrühling leuchtend
Des Auges offene Bläue, und die Nase
In kühnem Adlerschwung durchbohrt die Dampfnis;
Die knoch'ge Wange leicht nur angehaucht
Vom hast'gen Aufstieg; festgeschlossen atmet
Der lippentrotz'ge Mund. Herr Rieger spricht:
„Schubart — Herr Doktor Fischer!“ Schubart springt
Vom Lager auf und tritt dem Fremden nah:
„Sie kommen aus der Freiheit. Kennen Sie
Den Freiheitsdichter Schiller?“ „Ja, er ist
Mein bester Freund.“ „O, dann sind Sie der meine!
Wie lieb' ich ihn! Die Räuber, welch ein Werk!
Zittert, Tyrannen! Dieser Löwe brüllt
Euch aus dem geilen Schlaf! Er rächt mich, Schiller,
An meinem Peiniger. O kennt' ich ihn!“
Herr Rieger greint, klopft Schubart auf die Schulter:
„Er ist's. Der da ist Schiller.“ „Ist es möglich!?
Er selbst, der Feuermensch!?“ Schubart jauchzt auf,
Stürzt Schiller an die Brust, küßt ihm den Mund,
In Freudentränen schluchzend: „Freiheit! Freiheit!
In dir umfaß' ich sie und halt' sie fest.“
Dann faßt er an den Stolzen, stößt ihn weg
In jäher Sorgnis: „Du gehörst der Welt!
Hier ist nicht Freiheit. Flieh! In diesem Kerker nicht
Gedeiht sie, nicht in Schwaben, wo der Herzog
Die Geister tötet, die den Wedeldienst

Der eiteln Hoheit weigern. Sieh mich an!
Gebrochen bin ich. Kühner weit als ich
Bist du, Gewaltiger. Er fürchtet dich
Und lauert, dich zu fesseln. Darum flieh!"
Er drängt den Zögernden zur offenen Türe —
Lichtblaue Fernsicht, drauf sich dunkel zeichnet
Der Scheidende mit flatterndem Gewand.
Herr Rieger kehrt zurück: „Schubart, tu Buße

In Fasten und Gebet! Du hast geschmäht
Den Namen unsers Herrn, des gnäd'gen Herzogs,
Der deine Bess'ring will. Berichten werd' ich
An Serenissimus, daß du rückfällig,
Zur Freiheit noch nicht reif. Flehe zu Gott,
Daß er dir zähmt das undankbare Herz
In frommer Haft!" Er geht, die Riegel klirren.

Arnold Ott, Zürich.

Schillers Flucht aus Stuttgart.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Spiel in einem Akt und drei Bildern zur Schillerfeier 1905. Von Ferdinand Better, Bern.

Personen:

Friedrich Schiller, Regimentsmedikus.
Luise Wischer, genannt Laura.
C. F. Daniel Schubart, Staatsgefangener.
General Rieger, Kommandant auf Hohen-Asberg.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg.
Franziska, Reichsgräfin von Hohenheim, des Herzogs
Geliebte.
Garteninspektor Walter.
Andreas Streicher, ein junger Musiker.
Ein Wirt. Ein Kammerherr. Ein Gefängniswärter.
Mehrere Erscheinungen.

Der I. und II. Auftritt spielen auf dem Hohen-Asberg,
der III.—IX. auf der Solitüde, der X.—XII. zu Enzweihingen.
Zeit: September 1782.

Erste Szene.

Das Gefängnis Schubarts auf dem Hohen-Asberg. Aermliche Ausstattung:
ein Tisch, ein Stuhl, ein Strohlager, einige Bücher.

I. Auftritt.

Schubart, dann Rieger.

Schubart (am Tische mit Schreiben beschäftigt, liest aus einem eben be-
schriebenen Blatte).

„... Näher am Altare will ich knien;
Denn, o NACH, wenn Kunstgefühle hier,
Wenn der Tugend höh're Triebe glühen
Hier in dieser Brust — so danke ich's dir!"

Nein, nein, nein! Es ist ja nicht wahr! Psui, so
etwas zu sagen, was nicht wahr ist und wovon alle, die
es hören, wissen, daß es nicht wahr ist! Aber der Herzog,
mein Kerkermeister, will nun einmal von mir gelobt sein:
kann ich anders als ihn loben, wenn ich frei werden will,
und die Flüche hinunterschlucken, die mir statt der Segens-
wünsche auf die Lippen treten?

(Springt auf und liest weiter)

„... Mit dem Dank der Waisen,
Mit der Witwe Lächeln durch den Flor,
Mit den Wolken, die den Himmel kreisen,
Steig' auch meine Opferwelt' empor!"

(Nacht laut auf, geht einige Schritte und setzt sich dann wieder zu seiner Arbeit).
Rieger (eintretend). Guten Morgen, Schubart! Gott segne Ihre
Arbeit und fördere seine Arbeit an Ihrer Seele! (Da
Schubart, die Papiere wegräumend, aufsteht) Nein, nein, ich will
nicht stören! Aurora Musis amica! Und Ihre Verse auf
Serenissimus sollen Ihnen ja auch die Morgenröte Ihres
Befreiungstages heraufführen!

Schubart. Werden sie das, Herr General?

Rieger. Kann ich das versprechen? Ich weiß nur, daß Seine
Durchlaucht für Sie wie für jeden Untertan die väterlichsten
Absichten hegt; daß er zur Bedingung Ihrer Freiheit die
unbedingte Ergebung in Ihr Schicksal macht; daß er
neuerdings die Poesie in seinen besondern Schutz genom-
men hat. Sie wissen auch, daß ich meinerseits diese fünf
Jahre her alles getan habe, Sie der Gnade des Fürsten

würdig zu machen, daß ich Sie nicht bloß die besten
Schriften unserer Gottesmänner, sondern auch allerlei von
Neuern und Neuesten habe lesen lassen. Apropos, wie steht
es mit Ihrer Rezension der „Räuber“?

Schubart (nimmt vom Gestell ein Buch und zieht ein Papier heraus).
Hier ist sie, Herr General! Aber ich fürchte sehr... Ich
habe sie ja ganz nur für mich geschrieben, und dem Vogel
im Käfig, der einen andern draußen von Freiheit singen
hört, muß man sein Geflatter wohl verzeihen... Ich fürchte,
sie wird nicht nach Ihrem Geschmack sein (reicht Riegern das
Blatt).

Rieger. O, es kommt drauf an! Man bezahlt auch der Zeit
seinen Tribut, und die liebt jetzt kräftige Farben, liebt
große Helben und große Böjewichter auf der Bühne. Wenn
nur schließlich, wie in diesem Buche, der göttlichen Gerech-
tigkeit nicht vergessen ist, vor der der Held wie der Böse-
wicht alle beide arme Sünder sind, so können auch wir
was vertragen. Und selbst an sehr hohem Orte denkt man
so, wie ich sicher weiß. Ich kann's auch ganz zufrieden
sein, daß der junge Verfasser damit Glück hat.

Schubart. Sie kennen ihn, Herr General? Schiller, den
Dichter der Räuber?

Rieger. Ei gewiß, er ist ja auch mein Taufpate. Zwar gerade
viel hab' ich mich die dreiundzwanzig Jahre, daß ich auf
seinem Taufschein stehe, nicht um ihn zu bekümmern brauchen,
da der Herzog für seine ganze Erziehung gesorgt hat; aber
von dem Karlschüler Schiller hab' ich immer das Beste
vernommen, und nun macht auch der Regimentsarzt, mit
dem es anfangs nicht recht vorwärts wollte, wieder von
sich reden. Die aufgehobene Löwentage auf dem Titelblatt
des Stück's mit dem Motto «In tyrannos» wirkt auf unsere
Jugend wie ein Talisman. In Mannheim sind die Räuber
mit mächtigem Geräusch über die Bühne gegangen; nun
sind auch die Lieder an Laura in aller Munde. Und dazu
ist der Junge vernünftig genug, die kleine Wischerin, der
er mit seinen Liedern gehuldigt, daß sich ernste Leute
drüber aufgehalten — sie haben ja beide nichts und sie
war doch so lang mit dem Obergärtner Walter im Gespräch
— jetzt hübsch links liegen zu lassen. O, Schiller wird
Carriere machen: Ihre Hoheit die Frau Reichsgräfin selbst
sprach mir kürzlich mit Entzücken von den Räubern, und
ihr Entzücken ist immer der Vorläufer der herzoglichen
Gnade. (Nachdem er einen flüchtigen Blick in das Papier mit der
Rezension getan) Brav, brav, Schubart! Immer noch das
alte Feuer! Wir werden es hoffentlich bald als gereinigte
Flamme auf dem Altar des Vaterlandes zu bewundern
haben!

Schubart. Darf ich eigentlich jetzt endlich wissen, Herr General,
weshalb ich in Haft bin?

Rieger. Den Gründen nachzuforschen, steht mir nicht zu; der
Zweck meines Fürsten, ein Weltkind zu bessern, ist für
mich Grundes genug, ihm dabei zu helfen. „Seine schlechte
und ärgerliche Aufführung, seine böse und sogar gottes-
lästerliche Schreibart,“ so hieß es doch seinerzeit im Ver-
trauensbefehl. Ihre Artikel über die Aushebung der drei-
tausend Landesfinder für Amerika, über die Kinderlosigkeit
deutscher Fürsten, Ihre boshaften Epigramme auf die Frau